

muß ihn schon ernsthaft betreiben, beginnend mit der persönlichen Bekehrung. Ein Wandel der Verhaltensmuster in der Kirche im Geiste eines christlichen Humanismus ist eine vorrangige Aufgabe aller Christen.

Nicht weniger wichtig ist es, die Rolle der Kirche in der Welt richtig einzuschätzen. Ohne auf dieses Thema ausführlich einzugehen, möchte ich doch betonen, daß jede Subordination der Kirchen unter die weltliche Gewalt ein Ende haben muß. Sowohl ihr josephinistisches als auch ihr zaristisches Modell bestehen heute weiter, obgleich es weder einen Kaiser noch einen Zaren gibt. Mehr noch: es soll ein für allemal das Prinzip *cuius regio eius religio* verurteilt werden, sowohl in seinen historischen als auch in seinen analogen außerreligiösen Verkörperungen.

Die Kirche soll ein Zeichen der Einheit und des Widerspruchs sein; ein Anspruch, schon schwierig genug im intellektuellen Bereich, schwerer noch in seiner praktischen Verwirklichung. Unsere Welt braucht dringend eine neue Inkulturation des Christentums, sie braucht den Ökumenismus, doch nicht beraubt um den mutigen Widerspruch gegen das Böse.

Erlösung hinter der Grenze

Edzard Schaper zum fünften Todestag

Von Sebastian Poliwoda

Mit Nachrufen hat Edzard Schaper schon zeit seines Lebens fertig werden müssen. Selbst wenn hier und da Versuche, seine Aktualität wie sein literarisches Fortbestehen zu belegen, eher verzweifelt denn überzeugend gemacht wurden, scheint dies nicht gereicht zu haben. Schaper ist tot, verschwunden von der literarischen Bühne, lange bevor er am 29. Januar 1984 eines natürlichen Todes starb.

Schon 1968, zu seinem sechzigsten Geburtstag, konstatierte die Literaturkritik sein Ableben, und das nicht ohne Häme: Ihm sei wohl nun endlich »die christliche Tinte ausgelaufen«, wie Debus bemerkte. Und jetzt den vielen vorangegangenen Nachrufen noch einen hinterherschicken? Längst Überwundenem, das keine Botschaft mehr für uns bereithält, nachtrauern?

Seinen Zeitgenossen, im besonderen Reinhold Schneider, Werner Bergengruen und Gertrud von Le Fort, ist es nicht viel anders ergangen, obwohl sich Gesellschaften der Pflege und Verbreitung ihrer Literatur namentlich widmeten. Das, was allgemein hin als Öffentlichkeit bezeichnet wird, hatte schon Mitte der sechziger Jahre erkannt, jene »christlichen« Literaten seien eher dem 19. Jahrhundert zuzuordnen denn der Moderne. Die große Zeit dieser Dichter, vor allem Schapers, waren die vierziger und fünfziger Jahre. Hier war die Leserschaft, der ein »metaphysischer Grundwasserspiegel«, wie es Schaper nannte, eignete, unerläßlich für die Möglichkeit, ihn zu rezipieren. Hier entstanden seine großen Romane, wie etwa *Die Freiheit des Gefangenen* oder *Der Gouverneur*. Hier fand er zuletzt, 1947, nach Jahren der Flucht (vor diversen Ideologien) – Schaper war vom NKWD wie vom Freislerschen Gerichtshof in Abwesenheit zum Tode verurteilt – Heimat in der Schweiz.

Sein Werk ist innerhalb der ernst zu nehmenden deutschen Literatur als umfangreich zu bezeichnen. Dem ersten Roman von 1927, *Der letzte Gast*, sollten bis zum letzten, *Die Reise unter den Abendstern* (1976), einundzwanzig weitere folgen. Dazu 33 Erzählungen, vier Dramen, etliche Hörspiele, Essays, Reden, Betrachtungen, Vorworte und Übersetzungen aus allen skandinavischen Sprachen, alles in allem ca. 20 000 Seiten.

Ab 1976 saß er dann in seiner mit Uhren tapezierten Wohnung, schwieg und schaute den Eichhörnchen zu. Bezeichnend auch, daß allein neun Romane in der Zeit von 1949-1958 erschienen sind. Schaper – ein Anachronismus, der sich zu Lebzeiten überlebt hatte? Es scheint so. »Es ist nicht nur ein Generationenwechsel, der sich jetzt vollzieht und der jemandem wie mir das Gefühl der Fremdheit einflößt in seiner eigenen Zeit.«

Schon seine Biographie ist die einer selbstgewählten Einsamkeit. Mit sechzehn Jahren verließ er das Elternhaus, lebte jahrelang auf einer Ostseeinsel in der Einsiedelei, und schreiben konnte er sowieso nur in der völligen Isolation. »Ich habe nie zu Haus ein Buch geschrieben, habe niemals in der Nähe von Frau und Kindern arbeiten können. Und deshalb bin ich ewig dazu verurteilt, in einer gewissen Klausur zu leben.«

Genauso ergeht es seinen Figuren. Der Mensch des 20. Jahrhunderts ist für Schaper das »Wesen ohne Weltanteil«, ein identitätsloses Etwas ohne die existentielle Möglichkeit ontologischer Vergewisserung. Ein Vergleich seines Menschenbilds zum Beispiel mit dem der französischen Existentialphilosophie drängt sich unweigerlich auf; soweit also nichts Neues. Auch der Erzählrahmen korrespondiert mit einer existentialistischen Sichtweise: Symbolisch überladene Räume (Gefängniszellen in jeder Ausprägung, seien es nun Schiffe, Kirchen oder Eisschollen) verdichten durch ihre Variationsarmut die Konzentration auf das innere Geschehen. Schaper wurde in früheren Nachrufen gerne als der Grenzdichter eingeordnet, der vernarrt sei in das Phänomen beschränkender Abschottung. Daß aber in und durch die Extrem- respektive Grenzsituation die eigentlichen Prozesse erst ermöglicht werden, wurde nicht bedacht.

In dieser Grundsituation also wird der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen, erfährt er Weltlosigkeit dialektisch, als Absenz der eigentlichen Welt wie Verlorenheit in der diesseitigen Welt. Er ist, existenzphilosophisch gewendet, unbedingt frei, zur Freiheit verdammt, wie es Camus formuliert hat, denn auf die Frage nach der »Freiheit wozu?« ist Antwort bei Camus nicht mehr möglich.

Das Schapersche Anliegen ist die Sorge um das Sein des Menschen. Die Hofmannsthalsche Frage, wie es im geistigen Sinne noch zu leben möglich sei, wird bei Schaper durch das Attribut »überhaupt« universalisiert, denn das Geistige ist das wesentliche Identität und Sein Begründende. Seine Figuren sind die hoffnungslosen Nichtmehrda-zugehörenden, die Gescheiterten und Gestrauchelten: »Die Schwierigkeit besteht darin, daß wir nirgends mehr zu Hause sind. Wir sind einmal geschaffen worden und haben unser Leben gelebt und haben unsere Welt überlebt, und wie es jetzt noch zu leben möglich (...) sein soll, weiß keiner von uns.« Vor allem Priester und Soldaten, als »Grenzfixierungen« menschlicher Existenz, bilden das Gros seines Figurenpotentials. Der Soldat, als einer immanenten, und der Priester, als einer transzendenten

(Werte-)Hierarchie verpflichtet, leben eine Idee, die untergegangen ist, deren Werte keine Bedeutung mehr haben.

Gerade in der Figurendarstellung und Auswahl zeigt sich, was diese Literatur so verbindlich macht, wie dichterische Verantwortung jenseits von Phrase und Änderbarkeit Geltung gewinnt. Die vielbeschworene dichterische Freiheit als erste Bedingung, um in der Moderne literarisch Relevantes erbringen zu können, verfällt. Schaper verstand sich vielmehr als Kündler, als Mittler, dem die wesentlichen Botschaften, Mitteilungen und Inhalte natürlich gegeben wurden: »Ich selber unterscheide zwischen empfangenen Sätzen und aus mir gebildeten Sätzen. Ich kann versichern, daß alle diese Sätze, die verschachtelt, überlang usw. erscheinen, nicht Imitationen von Thomas Manns Stil sind, sondern daß ich diese Sätze haargenau so, wie sie im Buche stehen, empfangen habe. Deshalb konnte ich auch die meisten meiner Bücher auswendig, weil sie entweder aus der inneren Meditation des Gesprächs mit einer der Gestalten so lebhaft waren, oder aber sie waren so unauslöschlich, wie sie in einer Art Empfängnis entstanden«, so in einem Gespräch mit dem Verfasser kurz vor Schapers Tod.

Was daraus folgt, ist der fundamentale Gegensatz zwischen »moderner« und »christlicher« Literatur. Fiktive Themenwahl steht dabei gegen nicht-fiktive Gegebenheit, selbstbezogene Isolation von Teilaspekten einer Gesamtwirklichkeit und Konfrontation mit dem Individuum (seien diese Aspekte nun psychologisch, zeitkritisch, ideologisch oder ähnlich besetzt) stehen gegen literarische Bewältigung eben dieser Gesamtwirklichkeit mittels christlicher Betrachtungsweise als der einzig gemäßen. Vermittlungsversuche zwischen beiden scheinen zweck- respektive sinnlos, denn eigentlich und wirklich hatte sich Mitte der 60er Jahre, so die »moderne« Kritik, die christliche Literatur bekanntlich selbst aufgehoben, ein epigonales Weltbild sei zuletzt abgelöst worden. In einer Zeit, in der Änderbarkeit zum Paradigma avanciert ist, erscheint dieses Urteil nur konsequent, wirkt Verbindlichkeit nur mehr verknöchert.

Mit der Erfahrung anachronistischer Ausgeschlossenheit müssen auch Schapers Figuren leben, und mit ihnen und durch sie lebte er selbst. Schapers Werk geht gleichsam mit und in seinen Figuren unter, eigenes und erfahrenes Leben in diesen Personen vereindend, in der strikten Verantwortung als Verpflichtung gegenüber seinen »Nächsten«, seinen Figuren. Verständlich, daß auf ihrer gemeinsamen Suche nach der verlorenen Zeit, Welt und Idee kein Platz mehr für anderes, Äußerliches ist. Schapers Sprache ist konsequent funktional, dient lediglich der Abbildung von Inhalten. Die Verselbständlichung von Zeichen ist somit ausgeschlossen. Seine Prosa wurde des öfteren mit der Kleistschen verglichen; dennoch überwiegt das Dialogische, fokussiert durch kärglichste Rahmenhandlungen.

Fiktion wird Realität und umgekehrt als Folge seines Verhältnisses zu seinen Figuren. Der Kumulationspunkt dieser Vermischung ist dann erreicht, wenn Schapers Figuren ihre untergegangene Welt von ihm einfordern, wie in der Erzählung mit dem programmatischen Titel *Schattengericht* geschehen: »Wir haben alles getan, was Sie von uns gewollt haben. Sie haben uns gerufen, wir sind dagewesen, wir haben unser Teil gesagt. Die logische Konsequenz wäre, wir gingen zurück. Jetzt aber, wohin?« Schaper scheint hier um Antwort verlegen. In einem Gespräch konzedierte er: »Es ist eine Erfahrung von mir, daß meine Gedanken von gestern meine Wirklichkeit von morgen sind, daß ich zu jedem meiner Bücher in einer toderntesten Schuldnerschaft

stehe und daß mir in meinem Leben bisher unweigerlich abgefordert worden ist, was ich in meiner Arbeit – oftmals so leichtfertig und ahnungslos – vorweg versprochen hatte.« So anerkennenswert diese selbstquälerische Verantwortung seiner Literatur gegenüber auch sein mag, zu verstehen ist sie nicht. Jedenfalls so lange nicht, als der christliche Wertehorizont nicht impliziert wird, was die Sache doppelt schwer zu machen scheint.

Denn was bedeuten Leben und Tod für Schaper? Zuerst und vor allem Einheit bzw. Nicht-Einheit des Menschen mit sich selbst, das fühlbare Nicht-zu-Hause-Sein in einer fremd gewordenen Welt. Sobald die Ausrichtung, das Ziel des Lebens verloren sind, kann für Schaper von Leben an sich nicht mehr gesprochen werden, durch die Kohärenz von geistigem und körperlichem Sein. Vergleichbar mit Koeppen, sind Schapers Menschen freie Tauben im Gras, ziellos wild durcheinanderschwirrend. Wo aber diese absolute Freiheit im französischen Existentialismus in die Absurdität umkippt, setzt Schaper den Glauben und das christliche Freiheitsverständnis. Der haltlose Mensch, der im Grunde ja frei von allen Beziehungen und Zwängen ist, ist so lange noch immer gefangen in sich selbst, solange er nicht sein Freiheitsverständnis revidiert. Wirkliche Befreiung gelingt bei Schaper wie zum Beispiel auch bei Kierkegaard, Nietzsche oder Jaspers erst durch die Einsicht, daß das »frei wovon« seine wahre Bedeutsamkeit durch Hinordnung auf ein vernünftiges »frei wozu« erhält, daß höchste Freiheit paradoxerweise in der absoluten Selbstbindung an das Gute, die Vernunft, Gott bestehen kann – wie etwa Luthers »Hier stehe ich! Ich kann nicht anders.« Dieses »wozu« kann für den weltlos Gewordenen aber nicht noch einmal ein in der Welt Seiendes (zum Beispiel Partei, Ideologie, Klasse) bedeuten, denn dann wäre es nicht das Absolute, und das kann nur Gott sein. Genauso logisch und verständlich ist es dann auch, daß an einer Welt, der entsagt werden muß, um zu bejahen, die Kritik an dieser obsolet wird; denn Schapers Kritik geht viel tiefer und radikaler.

Die Freiheit zur Anerkennung Gottes als letztes »Um-Willen«, die Freiheit »in der Gebundenheit an ihn«, wird durch diese Entscheidung, paradox gewendet, zur »seligen Gefangenschaft«. Das ist die »Freiheit des Gefangenen«, die »Macht der Ohnmächtigen«, als Antwort auf die Frage, wie es noch zu leben möglich sei.

Das Mystische und das Paradoxon sind die zentralen Begriffe bei Schaper wie auch bei Reinhold Schneider (vgl. etwa *Die dunkle Nacht des hl. Johannes vom Kreuz*). Das Paradoxon (zum Beispiel: Das eigentliche Leben entsteht aus dem Tod), die Grenze menschlicher Kategorien anzeigend, ist dabei Ausdruck des an sich unsagbaren Mysteriums des Glaubens. Diese Überzeugung führte zu einem weiteren Kritikpunkt an Schaper, dem Vorwurf der Bildlosigkeit christlicher Literatur. Sprache drohe bildlos zu werden, Inhalte unmittelbar, Symbole drückten nur mehr Erbaulichkeit aus, wie C. Hohoff beklagte. Die logische Folgerung wäre dann Wittgensteins Forderung: »Wovon man nicht reden kann, davon soll man schweigen.« Daß man letzten Endes über alle wesentlichen Fragen wird schweigen müssen, wußte der späte Wittgenstein aber auch: »Wir fühlen, daß, selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen genau beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.« Dessen ungeachtet thematisiert sich ein zweiter mystischer Ansatz im Schaperschen Werk, mit Hilfe dessen Schaper der Brückenschlag zur Wirklichkeit zurück gelingt, die Idee des Doppelgängers. Der Mensch wird in seinem Leben notwendig schuldig. Diese

ontologische Schuld des Anaximander («Die größte Schuld des Menschen ist es, geboren zu werden») kann erst durch die Grenzüberschreitung von der selbstbezogenen Freiheit in die Freiheit für Gott bewußt gemacht werden; es ist bei Schaper der Kampf des Schattens mit dem Sonnenschein, die Symbolik dabei einfach, aber wirkungsvoll: »Wie er alles so grell überflutet, ist das Licht nichts anderes als die völlige Leere von Schatten, eine lähmende, beklemmende Ausbreitetheit, in der einer nur platt daliegen und sich von den Strahlen festnageln lassen kann. Aufrecht zu gehen vermag er nicht mehr ...« Das Spiegelbild des Menschen ist zerbrochen, ebenfalls eine bekannte Metapher. Die Befreiung und Erlösung des einzelnen aber kann sich in der Befreiung für den anderen als dem Doppelgänger vollziehen. Dann, wenn der Mensch den anderen als seinen Doppelgänger erkennt, er sich in ihm spiegeln kann und von diesem »an sein Herz« genommen wird. Anliegen ist das Erkennen des anderen als mein Selbst, das Erkennen des anderen als des Gegenwärtigen, vor dem die Zeit, das Untergegangene, notwendig zurücksteht. Analog zu Wittgenstein: »Nur wer nicht in der Zeit, sondern in der Gegenwart lebt, ist glücklich.« »Es würgte ihn in der ausgedörrten Kehle, (...) in der namenlosen Erregung des Gefühls, dieser andere da im Spiegel des Weihers habe lange auf ihn gewartet und sich unter der Kindheit des Wassers verborgen gehalten, bis daß er gekommen sei – der einzige, auf den das Abbild paßte – und ihn mitnehme und fortan nie mehr vergesse ...« Was hier an Dorothee Sölles Stellvertretergedanken erinnern mag, entwickelt sich bei Schaper zur existentiellen Glücks-Möglichkeit, ohne dabei ihre Sicherheit oder ein Geborgensein vorweg versprechen zu können: So kann mit der Idee des Doppelgängers die Entsühnung des Menschen durch den Nächsten »schon im Diesseits Ewigkeit sein«.

Egal, ob Schapers Plädoyer für mehr Nächstenliebe und die Möglichkeit der Erlösung in dieser, egal, ob sein Eintreten für mehr Mit-Menschlichkeit gehört wurde oder wird, egal, ob die Ich-Besessenheit des modernen Schriftstellers diesen immer tiefer in sich selbst verstrickt, egal, ob Welten untergegangen sind, die nie mehr werden auftauchen können, »was am Schluß herauskommt, danach fragt der Läufer nicht; der Läufer ist ausgeschickt worden, eine Botschaft zu überbringen, und er läuft, bis er sie abgeliefert hat«. Sein Ziel hatte er zehn Jahre vor seinem Tod erreicht. Danach schrieb Schaper keine Zeile mehr, resigniert und gelassen zugleich. Schon 1968 wußte er: »Ich werde lange unterwegs sein, immer gen Osten. Ich werde unterwegs niemanden aus der alten Zeit und Welt wiederfinden, denn zwei Kriege und noch schlimmere Heimsuchungen sind mittlerweile über alle Lande des Herzens hinweggezogen. Wer sie auch gewesen sein mögen – und es waren viele –, niemand mehr wird da sein. Ich werde allein sein und, wie in der Nacht, frieren, weil mir kein Auge mehr die Welt erhellt und kein Herz sie mehr für mich erwärmt. Es wird nichts anderes übrigbleiben: Ich werde durch die warmen Sommernächte der Kindheit auf den Schall der letzten Posaune warten ...«

Edzard Schaper hat die Botschaft abgeliefert. Angekommen scheint sie nie zu sein. Sein (Autoren-)Verhältnis zum 20. Jahrhundert macht ihn zu jener Figur Kafkas, die zu viele Hindernisse zu überwinden hat, um mit der »kaiserlichen (Göttlichen) Botschaft« durchdringen zu können. »Niemand dringt hier durch und gar nicht mit der Botschaft eines Toten. – Du aber sitzt an Deinem Fenster und erträumst sie Dir, wenn der Abend kommt.«

Jean Chaunu, Jahrgang 1961, studierte Neuere Geschichte und lehrt heute in Paris. Den Beitrag auf Seite 436 übersetzte Claudia Zimmermann aus dem Französischen.

Gérard Cholvy, 1932 geboren, ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Montpellier. Den Aufsatz auf Seite 447 übertrug Bettina Halbe aus dem Französischen.

Eberhard Weis, Jahrgang 1925, Promotion 1952, Habilitation 1969, lehrte bis 1974 als Ordinarius in Berlin und Münster. Er doziert heute als ordentlicher Professor Neuere Geschichte an der Universität München.

Marcel Chappin SJ, 1943 in Nimwegen geboren, studierte Philosophie, Geschichte und Theologie in seiner Heimatstadt, Amsterdam und Rom. Seit 1981 lehrt er Kirchengeschichte an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom. August Berz und Jochen Reichel übersetzten den Beitrag auf Seite 477 aus dem Italienischen.

Bischof Paul Josef Cordes, geboren 1943 in Kirchhundem (Paderborn), Priester 1961, Bischof 1976 mit Titularsitz in Naisso (Dazien), ist Vizepräsident des »Päpstlichen Rates für die Laien«.

Stefan Wilkanowicz, 1924 in Warschau geboren, Studium der Philosophie in Lublin, arbeitet seit 1957 für die Monatsschrift »Znak«, deren Chefredakteur er seit zehn Jahren ist, und die Wochenzeitung »Tygodnik Powszechny«; darüber hinaus ist er Mitglied der Bischöflichen Kommission für die Massenmedien und des Päpstlichen Laienrates. Den Aufsatz auf Seite 504 übertrug Theo Mechtenberg aus dem Polnischen.

Sebastian Poliwoda, 1963 in Göttingen geboren, studierte Philosophie, Germanistik, Publizistik und Slawistik in München; er arbeitet heute als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Philosophie Hannover.

Internationale katholische Zeitschrift. Im Verlag für christliche Literatur Communio GmbH. Redaktion: Maximilian Greiner (verantw.), Achim Bucher. Anschrift des Verlags und der Redaktion: Ehrenfeldgürtel 164, 5000 Köln 30, Tel.: 02 21/5 50 31 90. – Die Internationale katholische Zeitschrift erscheint zweimonatlich. Bezugspreis: Einzelheft DM 12,-; das Jahresabonnement (sechs Hefte) DM 50,-; für Studenten DM 32,-, jeweils zuzüglich Versandgebühr. Für die Schweiz: Einzelheft sfr 11,-; Jahresabonnement sfr 49,-, einzahlbar bei Postscheckkonto Basel 40-11.07; für Österreich entsprechend S 93,50; S 417,-, einzahlbar bei Bankhaus Schelhammer & Schattera, Wien, freies S-Konto Nr. 519.185; für alle zuzüglich Versandgebühren. Das Abonnement gilt als verlängert, wenn die Kündigung nicht bis zum 15. Mai bzw. 15. November erfolgt. – Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt; Besprechungsexemplare nur, wenn sie angefordert wurden und die Rücksendung ausdrücklich gewünscht wird. – Erfüllungsort und Gerichtsstand: Köln (für die Leistungen der Bonifatius GmbH. Druck · Buch · Verlag, Paderborn).

Herstellung, Vertrieb und Inkasso: Bonifatius GmbH, Druck · Buch · Verlag, Liboristr. 1-3, 4790 Paderborn
Gesamtherstellung: Bonifatius GmbH, Druck · Buch · Verlag, Paderborn